

Gregor MAURACH, *Horaz. Werk und Leben. Wissenschaftliche Kommentare zu griechischen und lateinischen Schriftstellern*. Universitätsverlag C. Winter, Heidelberg 2001. XIV + 506 Seiten.

Das erneut im Vorlesungsstil gehaltene Horazbuch, mit dem Maurach (M.) seine Publikationen der letzten Jahre fortsetzt, weist im Formalen, aber auch im Technischen im weiteren Sinn (Gestaltung und Strukturierung, einschl. „Inhaltsverzeichnis“, „Index: Horaz-Stellen“ [„einige Stellen ... , die oben textkritisch (T), sprach- oder stilkritisch (S) oder methodenkritisch (M) besprochen wurden“], „Literaturverzeichnis“ und Zitierweise) offenkundige, die Lektüre erheblich behindernde Defizite auf.<sup>1</sup>

Legt man Vorwort und Umschlagtext zugrunde, dann verfolgt M. aber ein hohes Ziel, beansprucht er doch (nach der ‚Gesamtdarstellung‘ durch Eduard Fraenkel) eine „Buchlücke im deutschsprachigen Bereich zu füllen“, zugleich „einem weiteren Leserkreis von dem inzwischen erreichten Wissensstand Kenntnis zu geben, ihn aber auch vor modernen Irrwegen zu warnen“. Der Verf. will sein Buch als ehrfürchtigen und freudigen Dienst an dem antiken Autor verstanden wissen, dessen Wort „möglichst rein erklingen“ soll. Denn es gelte auch, „den alten Text“ vor interpretatorischen Entstellungen zu schützen, „die zumeist daher kommen, dass man ihm nicht ehrfürchtig dienen mag, sondern ihn selbstsüchtig vernutzt um rascher Einfälle oder fader Ideologien willen.“ Es empfiehlt sich gewiss, nach Möglichkeit den Verf. selbst zu Wort kommen zu lassen.

<sup>1</sup> Auf eine Dokumentation im Einzelnen soll hier weitgehend verzichtet werden; vgl. die Rez. von F. Weitz, *GFA* 5, 2002, 1115-1134, sowie meine im „Gymnasium“ (110, 2003, 588-591) erschienene kurze Besprechung. Dieser Beitrag stellt die erheblich ausführlichere (ergänzende) Fassung jener Kurzbesprechung dar. – Störend z.B. im sprachlichen Bereich sind (stehen gebliebene) Nachlässigkeiten wie „um ... wegen“ (44), „das Fehler“ (213), „c. 3,29 mit ihrer Bescheidung“ (376), „an welcher Arbeit ... Horaz den Leser beiwohnen lässt“ (382), „in ... beruht“ (383 Anm. 267), „der Florus-Brief der früheste der drei Lehr-Episteln“ (447) – entsprechend 352: „Diese Epistel ist, ... auf seine Oberfläche hin betrachtet, ...“ –, „auf Selbstprüfung, d.h. auf der Prüfung und dann der Kenntnis seiner Kraft zielt“ (457), „dass dieser römische Dichter der Kraft eines Alkaios ... besaß“ (494), „erkennen, welcher der Weg von solchen frühen Werken zu den reifen führte“ (495); Skurrilitäten wie „einem Hirschen“, „den Hirschen“ (338); bis an die Grenze der Unverständlichkeit führende Substantivierungen deutscher Verben: „über das Zuteilen des Äußeren durch die Götter vermittels des *aequus animus* überlegen“ (389); häufig inkorrekte Konjunktiv I-Bildungen: „schlüge“ (101), „geböte“ (102), „aufginge“ (113 Anm. 29), „stäke“ (115), „bäte“ (347), „eingriffe“ (379); Fehlgriffe wie etwa „unerfindlich“ für „nicht feststellbar“ o.ä.: 11. 379 Anm. 255.

Kap. I und II sind biographischer Natur, Kap. XVII enthält einen „Epilog“. Die übrigen sind der paraphrasierenden bzw. ‚nacherzählenden‘ (117) oder ‚referierenden‘ (313) Vorstellung und Besprechung des Werks gewidmet (mit ständigen Einsprengeln: „biographische Vorbemerkung/Zwischenbericht/Notiz“ u.ä., weit über das im Inhaltsverzeichnis kenntlich Gemachte hinaus; M. versteht sich als „Biograph“). Hierbei liegt der Schwerpunkt auf dem Sprachlich-Stilistischen, der Leser sieht sich immer wieder auf M.’s „Lateinische Dichtersprache“ (1995) mit den dort niedergelegten ‚Kategorien‘ sowie der dort gebrauchten Terminologie verwiesen.

Kap. III behandelt die Epoden. Zu Recht geht M. von Vergils 4. ecl. aus (schlicht als „messianischer Jubel“ verstanden, 18), die Ausführungen zu epod. 16 und epod. 7 sind am griffigsten.<sup>2</sup> Was die übrigen Epoden betrifft, wird es schwierig. (Epod. 8 bleibt gänzlich ausgespart, denn sie ist „dem Verfasser dieses Buches zu widerwärtig“ [40]; epod. 10-12 wird gerade eine knappe halbe Seite gewidmet: epod. 10 und die auch dichtungstheoretisch nicht bedeutungslose epod. 11 werden als „schwächlich“ abgetan – epod. 10, weil nichts „als besonders gut gelungen hervorzuheben wäre“ [43], epod. 11 aber, „weil die Rolle schwächlich ist, die das Ich auf sich nimmt“ [ibid.]; epod. 12 schließlich wird „wegen ihrer Widerlichkeit wie epo. 8 übergangen“ [44]; zu epod. 14 findet sich so gut wie nichts.) Zwar ist ein Jambus „etwas Anspringendes, Anklagendes“ (33), „ein echter Jambus“ ein „Frontalangriff“ (35), doch lässt sich das nicht für die Epoden insgesamt aufrechterhalten. Die Erklärung? „In die Freundschaft und in den Schutz des Mächtigen aufgenommen, anerkannt und geachtet ..., da wurde das zornige Herz desjenigen, dem man die Schwingen gestutzt hatte, auch einmal milde, auch einmal zaghaft und zärtlich bis hin zur Selbstverkleinerung. Und er begann, systematisch zu ar-

<sup>2</sup> Eine kurze Analyse der Struktur von epod. 16 führt zu der Bemerkung, dass „auf diese Weise ... die römische Klassik [entsteht]. Das mag ein wichtiger Aspekt sein; hier aber muss nach anderem gefragt werden, nämlich ... nach der relativen Datierung“ [sc. von ecl. 4 und epod. 16] (21). Auf die Datierung war M. (der auf 39/38 v. Chr. zu datieren geneigt ist) bereits 18 zu sprechen gekommen, mit bestätigendem Verweis auf K. Büchner, Studien 8, 83f. Das Thema kehrt 22 wieder, mit weiteren Literaturverweisen. Überrascht erfährt der Leser, wenn er es nicht ohnehin wusste, dass Büchner epod. 16 vor ecl. 4 datiert (Anm. 16), in der darauf folgenden Anm. wird eine andere Bestätigung für M.’s Datierung aus der Sekundärliteratur angeführt. 24 (mit Anm. 21) taucht die Datierungsfrage noch einmal auf, dieses Mal im Rahmen des Verhältnisses von epod. 7 zu epod. 16. Aber dann wird in der Anm. darauf aufmerksam gemacht, dass auch andere epod. 16 für „sehr früh“ halten. Die Materie (relative Chronologie, absoluter Zeitanatz) ist offenkundig nicht durchgestaltet. Immerhin kommt schon etwas Licht ins Dunkel, wenn man realisiert, dass bei Büchner, Studien 8, 83f. etwas ganz anderes steht (Datierung zwischen 41 und Herbst 40).



beiten“ (50). Das ist eine vielleicht doch zu einfache Sichtweise. „Arbeit“ aber heißt: Er hat „die Gestimmtheiten [des Archilochos] nachgespürt“, ausgewählt und adaptiert, er hat „die metrischen Möglichkeiten und Imitierbarkeiten studiert[.]“, und immer wieder „Takt“ walten lassen. „Denn wer war er denn, der Freigelassenensohn?“ (alles 51). Es folgt der kaum integrierbare Hinweis auf die – angeblich schwer zu fassende – Differenz von „Ego des Dichters“ und „Ego von Horaz als historischer Person“.<sup>3</sup>

Und epod. 1? Der einstige Legionskommandeur nennt sich „unkriegerisch und wenig kraftvoll“, „als wäre das Einst nie gewesen. Das zu erklären ist Sache des Psychologen.“ Dann aber wird die „liebvolle und besorgte Haltung“, die Tatsache, dass „der Dichter sich ganz klein und schwach [sieht]“, doch funktional auf die Gefährdung des Maecenas zurückgeführt. Wenn aber „die Angst des Ich so prononciert hervortritt“, so findet das in der „Gattung des Jambus“ eine Erklärung, „der ja immer ganz persönlich und vom Ich aus spricht“. Schließlich wird dafür, dass hier „der Endkampf zwischen West und Ost, der die Welt erschütterte, zusammengezogen wird auf das bloße Angstepfinden des Individuums“ (in ausdrücklichem Kontrast zu Archilochos und Alkaios), der „in der Spätzeit der Republik auftretend[.] Subjektivismus“ geltend gemacht (alles 30). Es fällt nicht leicht, sich in diesem Gemenge von Einfällen zu orientieren.

Auch der Literaturbegriff bleibt ungeklärt: Epod. 6 ist „im Ganzen doch eher bloße und blasse Literatur“, „sie [macht] den Dichter nicht recht fassbar“ (39; ähnlich in Anm. 52 Opposition von „Literatur“ und „wirklicher Selbst-Kennzeichnung“). „Eines wäre noch zu sagen. Wenn das Epodenbuch auch mancherlei Höhepunkte aufweist, es ist ohne Zentrum geblieben. ... gemeint ist ..., dass Horazens Ich ... keine klare Identität erkennen lässt: Es bleibt undefiniert“ (53). Epod. 13 „verlässt das Enge mehr oder weniger unbedeutender Einzelsituationen und schwingt sich auf zu Allgemeingültigem“, „nähert sich“ damit „den Oden“ (46). Damit ist man bei der Frage der Okkasionalität („Situationsgebundenes“, a.O., ist für die Epoden bezeichnend), aber: Horaz beschreibt Typen (35f., zu epod. 4, und das sprechende Ich ist ein „allgemeines“!). Dann erfolgt eine Verschiebung auf die Ebene der Semantik, denn in epod. 9 verharret Horaz – nun thematisch! – beim „Kleinen und Privaten“ (dem „Kleinen, Persönlichen“ wird dann in der Zusammenfassung 53 allerdings auch epod. 13 beigezählt), das in Kontrast gesetzte *carm.* 1,37 handelt dagegen „von nichts Subalternem“, sondern von großen Themen (43); denn „zur Schönheit

<sup>3</sup> Hier scheint doch wohl verkannt, dass es sich primär um eine methodische Unterscheidung handelt – mit potentiellen Konsequenzen für die jeweilige praktische Zuordnung.

im vollen Sinne [gehört] auch die Grösse [sic!] des Gegenstandes“ (53). Präzise Differenzierung wäre erforderlich. Schließlich sind die Epoden, jedenfalls epod. 13, „intellektual angelegt“ (45; Lat. Dichtersprache 9: „intellektuell verätselt und verkünstelt“). Was bleibt als ‚intellektualer‘ Gewinn? „Wohl dem, der, wenn er einmal Sorgen hat, einen solchen Freund besitzt“ (46f.).<sup>4</sup>

„Ein für alle Mal definiert“ (96), wenn auch noch nicht so klar wie in den Episteln (s. 39. 53), hat sich das dichterische Ich dann im ersten Buch der Satiren (Kap. IV): „im Äußeren Rückzug, im Geistigen höchstmögliches Aufstreben, im Charakterlichen ein ‚reines Herz‘“ (96). Dass es hier um Wahrheit, richtige Einstellung und damit um eine pädagogische Intention geht, wird überzeugend herausgearbeitet. Die Rede vom ‚Ich‘ bleibt jedoch funktionslos, denn der „biographische Zwischenbericht“ (94-96) lässt das ‚Ich‘ im Grunde in der historischen Figur Horaz aufgehen – bezeichnend, dass das ‚Ich‘, grammatisch inkorrekt, durch „er“ fortgeführt werden kann [93/94; 112 zu sat. 2,6: „das Ich (hier doch wohl auch: Horaz)“, vgl. auch etwa 182 zu carm. 1,16 u. 17, weiter 198. 216. 279, durchgängig im Kap. über das erste Epistelbuch (297ff.) – Benennung der Kriterien wäre erforderlich; bei carm. 1,13 ist vom „ganz Persönlichen“ die Rede, hinzugefügt wird: „so laut wird Horaz von seinem Ich nie wieder dichten“ (148), der Begriffsgebrauch ist unsystematisch<sup>5</sup>]. Horaz ist in der Zuwendung zum „Hier und Jetzt“ ein zweiter Lucilius, aber er geht „überall ins Allgemeine“ (64 u.ö.); er will „auf dem Grunde, den Lucilius gelegt, ein klassisch klares Werk schaffen“ (a.O.) – das Ganze verpufft weitgehend im Formalen.

Wenn der Hauptunterschied zwischen Lucilius und Horaz in „Haltung und Einstellung“ gesehen wird, wird man natürlich zustimmen, ebenso wenn die Verse sat. 1,5,39ff. über Plotius, Varius und Vergil als der „gewichtige Satz des Ganzen“ angesehen werden; wenn daraus aber als Fazit gezogen wird, der Hauptunterschied liege darin, dass „Horaz innerhalb der Gattung der poetischen Reisebeschreibung ein strenges Kunstwerk schuf, die Gattung voll-

<sup>4</sup> Freilich ist Horaz kein „philosophischer Poet im weitesten Sinne“, wie M. energisch und polemisch gegen G. Davis („in seinem Buche ‚Polyhymnia‘“, 46/7 Anm. 64; ebenso 166, nichts im Literaturverzeichnis; ausführlicher zitiert 141/2 Anm. 34, wo das ganze Buch „moderne Literaturbewältigung“ – verdammt wird; 167: „Wir wollen ein Buch dieser Art zuklappen und nicht wieder öffnen: Es lohnt sich nicht.“) betont. Aber 211 Anm. 52 wird M. selbst ohne Vorbehalt von der „philosophische[n] Eigenart“ von carm. 3,29 sprechen; s. auch „Kap. XI: Philosophisches Mahnen: Die Weisheitsoden“, man kann dann nur staunen, was sich dort – 259 – einleitend findet; vgl. u. Anm. 13.

<sup>5</sup> Weder werden z.B. ‚redendes Ich‘ (Sprechhaltung, Sprechakt) und ‚beredetes Ich‘ (Referenzebene) unterschieden noch wird eine Kategorie wie ‚repräsentatives Ich‘ überhaupt in Betracht gezogen.



dete“ (77), dann wundert man sich über die Leichtigkeit, mit der ohne jede Begründung über die Ebenen hinweggesprungen wird.

Sat. 1,4,11 „gemahnt an Kallimachos“ (71 Anm. 32), die Bedeutung des kallimacheischen Programms wird nicht weiter verfolgt – dabei spielt doch das *pauca loqui* (sat. 1,4,18; 1,6,56. 60f.; s. auch sat. 1,10,9f.) nicht nur für die Satiren eine entscheidende Rolle, weit über das rein Formale hinaus. „Der Weg bis zu klassischer Höhe der Satire war“ – wiederum – „von viel Arbeit bestimmt“ (64), hatte ja schon Maecenas erkannt, wie „fleißig“ der Dichter war (56).<sup>6</sup> M. paraphrasiert die berühmten Verse sat. 1,4,17ff.: „Ich habe glücklicherweise einen schwächeren Geist als der des Lucilius war [auch dahinter steht Kallimachos!], schreibe wenig und behalte das auch noch ängstlich für mich“ (71), um dann fortzufahren: „Ängstlich? Nun ja“. Das entscheidende Problem besteht aber offenkundig nicht im „ängstlich“, sondern im: „Ich behalte das für mich“ (trotz der Publikation!), dem wird aber ausgewichen (auch 91 hilft nicht weiter).

Satirendichtung als „Selbstreinigung“ produziert eine ‚engagierte‘ Dichtung „in dem Sinne, dass sie im Hier und Jetzt seines Lebens angesiedelt ist, dies jedoch, wenn man so sprechen darf, im ‚idealischen‘ Sinn: Sie will aufs Bestmögliche hinaus, in der Selbstformung und in der Formung der Rechenschaftsablage über seine Beobachtungen, und eben dies ist sein Dichten: Nicht ein aggressives Schlechtmachen ... Das Tadeln und Spotten ... illustriert nur das Gemeinte, das ein Allgemeines ist ...“ (73). Im Hintergrund scheint wieder das ungelöste Problem von Okkasionalität (unter Einschluss des Biographisch-Persönlichen) und Allgemeinheit zu stehen, Kategorien und Begriffe bleiben verschwommen. In der Sache dürfte Richtiges gemeint sein: Horaz entwickelt nämlich in konkreter Kritik allgemeingültige Maßstäbe, die, systematisch notwendiger Bestandteil eines moralischen Diskurses, gerade wegen des Prinzips der Allgemeingültigkeit zur Selbstbindung führen (216f. in ein paar Sätzen erheblich Klareres zu der Frage).

Das zweite Satirenbuch (Kap. V) weist den gleichen „gedankliche[n] Unterbau“ wie das erste auf, den „Hauptakzent“ trägt aber natürlich die „Kunst“ (121). Die Satiren sind überwiegend Produkte des Intellekts, sie „demonstrieren und belehren“ (123, angeblich nach Fraenkel, Horaz 271, gemeint ist 270, und da spricht Fraenkel von den Episteln, die freilich auch zum *sermo* gehören; ähnlich nochmals M. 172). Satire zu verstehen, fällt deswegen leicht, „weil

<sup>6</sup> Auch in der Zeit von Epistulae I hat Horaz „hart gearbeitet“, ansonsten wissen wir „so gut wie nichts über sein Leben in diesen Jahren“ (298).

ihr Inhalt ein intellektueller ist“ (125), doch diene „intellektuell“ gerade (118) noch der Diskriminierung der ‚Modernen‘, die antike Werke „nicht naiv“ verstehen (immer wieder mit der einzigen Motivation: „um besonders originell zu erscheinen“). Worin liegt deren Vergehen? Sich Gedanken zu machen darüber, dass ausgerechnet Maecenas Teilnehmer des Nasidienus-Gastmahls ist (sat. 2,8)! „Wäre es wichtig, hätte Horaz eine solche Fragestellung wenigstens angedeutet“ (a.O.). (Nicht jeder Witz wird aber mit „Achtung, jetzt folgt ein Witz“ eingeleitet.)

Sat. 2,6 hat zum Gegenstand, was das Sabinum für Horaz bedeutet – ohne Zweifel. „Es bedeutet für ihn nicht allein die Ruhe des stillen, schönen Landes, sondern mehr: Ein eigenes Land zu besitzen, sagen zu können: ‚Dies ist mein‘. ... das [ist] für einen Mann unendlich viel, für sein Selbstbewusstsein und für sein Glücksgefühl. ... reine Freude, ungetrübt vom Weiterwünschen, die will er genießen. Gut und ruhig dort draußen leben, wie sein Vieh; nur nicht träge werden wie seine Tiere, wenn sie gut gefüttert sind. ... Dort draussen [sic!] arbeitet es sich gut, und darum bittet er, sein Geist möge nicht träge werden [kein Wort von Kallimachos] ... Ein großes, weites Aufatmen durchzieht dieses Gedicht, das Aufatmen des ‚Es ist erreicht!‘“ (114) Ist das ernsthaft alles? Mag ja sein, dass Horaz kein ‚Philosoph‘ ist (was genau zu klären wäre), aber Spießier ist er auch nicht.

Da Horaz die Dichtung des Lucilius als Selbstbildnis verstand, gab er ein solches nun auch in der eigenen Satire. Geradezu folgerichtig ist es dann, dass sat. 2,7 zum einen eine „Zusammenschau [sc. moralphilosophischer Hauptforderungen]“, zum anderen „eine letzte Selbstvorstellung/ein Selbstbildnis“ gibt (116). Worin besteht der Zusammenhang? Das Selbstbildnis entstammt einer herkömmlichen Vorstellung, hier ordnet sich nahtlos das Heinze-Zitat ein („wie sicher muss der Dichter seiner selbst gewesen sein“, dass er ein solches „Zerrbild seiner Persönlichkeit“ präsentieren konnte), dann aber verweist M. (a.O.) für die Einbeziehung der Person des Redenden auf Seneca: „Es gehörte anscheinend – und das ist ja auch ganz natürlich [warum?] – in den Ablauf der Gespräche zwischen Moralphilosoph und Schüler“ (vgl. auch 333) – in welchem Sinn? Auf semantischer Ebene als notwendige Selbstbindung und Erfüllung der ‚Aufrichtigkeitsbedingungen‘ im moralischen (praktisch-philosophischen) Diskurs (s.o.), als ‚Takt‘, Rücksichtnahme und pädagogisches Mittel, wie das so oft gedeutet wird, auf pragmatischer Ebene? Auch der Prokopton kommt ins Spiel, wie steht das zu dem ebenfalls behaupteten „Zerrspiegel-Bild“? Hier wäre manches zu klären. Aber vielleicht ist es ja auch nur „ein hübsches, ein besinnliches Ende ..., wohl auch den Leser besinnlich stimmend, wenn so ... die Frage aufspringt: ‚Und Du selber?‘“



(116). Im Rahmen der Besprechung von sat. 2,1 wird wieder ein anderer Zusammenhang nahegelegt (102ff.): Horaz sagt, es entspreche seiner Natur, Satiren zu schreiben, er könne nicht anders: *me pedibus delectat claudere verba / Lucili ritu* (sat. 2,1,28f.), ganz wie bei der Beschreibung der ‚Berufe‘ in *carm.* 1,1! Lässt sich da angemessen von „bekenntnishafte[m] Charakter der Satire“ sprechen und daraus gar die Darlegung der *vita* des Autors wie bei Lucilius schlussfolgern? (Rein additiv 134: „scherzend-aggressive Kritik ... im Falle der Satiren, durchmischt mit eingeschränkten, oft verdeckten persönlichen Bemerkungen“.) Einerseits scheut sich Horaz nicht, „sich selbst als Beispiel hinzustellen (nicht als Vorbild!)“ (122), andererseits „[stellt] der Dichter sein Ich als vorbildhaft hin[...]“ (171), der mehrfach gebrauchte Begriff ‚exemplarisch‘ ist ambivalent – der kritische Leser fühlt sich auf eine harte Probe gestellt. Das gilt noch viel mehr dann, wenn es im Zusammenhang mit der ‚Selbstdarstellung‘ heißt: „Horaz wollte nicht die kalte Unverbindlichkeit der bloßen Analyse, er zeigt einen Menschen von bestimmter Geistesart in einer bestimmten Umgebung, aber so, dass ein Übertragen auf jeden Leser verwandter Geistesart möglich ist. Darum der *Mangel an genauen Lebensdetails*, den der heutige Biograph bedauert, *der aber, wenn er nicht vermieden worden wäre*, das Werk hätte im Partikulären versinken lassen [von mir hervorgehoben]“ (122). Hier ist nur noch Kapitulation möglich.

Die Kap. VI-XII sind den Oden der Sammlung Buch 1-3 gewidmet. Während die Satiren „an Intellekt und Einsichtsvermögen [appellieren]“ und nicht „tiefer ... reichen [sollen]“, will die lyrische Dichtung „Schichten [erreichen], die, um anschaulich zu sprechen, unterhalb des Intellekts und der sittlichen Urteilskraft liegen“ (125), die „rein intellektuelle[.] Meisterschaft“ wird durch die „Fähigkeit bildhaften Schauens und der Gestaltung von Schöner[m]“ abgelöst (123). Horaz wollte offenbar „endlich offen, preisend und so sprechen, dass er sich an Schöner[m] freuen durfte“ – „Schönes wie die Dinge der Liebe, der Freundschaft und das segensreiche Wirken der Großen“, von dem Ehrgeiz abgesehen, „Größeres und Erhabeneres“ zu bewältigen (134). Allerdings ist der Weg von den „harte[n] Fügungen, Verwickeltheiten, [dem] lauten Ton und eine[m] Mangel an echter Bildhaftigkeit [dies immer wieder!]“ (142) weit – hinzu käme noch das ‚Unpersönliche‘ des Frühstils (doch wird 148 wiederum auch das „ganz Persönliche“ dem Frühstil subsumiert).

Am Anfang steht eine gleichsam exemplarische Behandlung<sup>7</sup> von *carm.* 3,13, wobei der sog. werkimmanente Methode das Wort geredet wird (ohne dass

<sup>7</sup> Nach dem Schema von M., *Methoden der Latinistik*. Ein Lehrbuch zum Selbstunterricht, Darmstadt 1998 (MdL).

der Begriff Verwendung fände); carm. 3,13 erweist sich als ein „schönes Gebilde“, „gesättigt von Sinnhaftem und Empfundener zugleich“ (132). Ansonsten erfolgt die Anordnung nach einer Kombination aus chronologischen („frühe Odendichtung“, „Meisterwerke des Frühstils“), systematischen („zwei programmatische Gedichte“) und thematischen Gesichtspunkten („Lieder von der Liebe“, „Freundschaftsgedichte“, „Politisches Mahnen: Die ‚Römer-Oden‘“, „Philosophisches Mahnen: Die Weisheitsoden“, „Die Götter-Lieder“).

Der Abschnitt „Horaz über die Liebe“ (190-192) ist wenig ertragreich; man erfährt dreierlei: es geht um Hetärenliebe, dass die „Seelenlage“ oder (immer wieder) die „Gestimmtheit“ sehr vielfältig ist, auch die „Haltung“ ist „je verschieden“, aber jeweils vom „Lächeln“ bestimmt – nichts über das brisante Thema elegische-horazische-epikureische Liebe. Das hat prinzipielle Gründe, denn „Horazens Oden sind primär immer selbständige Entitäten“ (189),<sup>8</sup> die also nicht übergreifend zu interpretieren sind – woran sich selbstverständlich auch M. nicht immer hält<sup>9</sup> – (und darüber hinaus „Tieferes erregen als nur den Verstand“, woraus ihre „Vieldeutigkeit“ hergeleitet wird, 172). So richtig die Warnung vor voreiligen und unbegründeten Festlegungen und unzulässigen Fragestellungen ist, so ist es doch kein Ausweg, statt zu verstehen, „sich an der sprachlichen und kompositorischen Perfektion [zu] freuen“ (175, carm. 1,8; vgl. auch 182, carm. 1,16) oder „die Feinheit der Zeilen [zu] genießen“ (186, carm. 1,30). Immerhin eröffnet es dem Leser die Chance, sich Banalitäten zu entziehen,<sup>10</sup> aber auch an der Konfrontation zweier Liebes- und Lebensformen in carm. 1,17 festzuhalten (zur umfassenden Begründung bedürfte es allerdings des Blicks über diese Ode hinaus; M.'s Auffassung schon in „Enchiridion Poeticum“, 1983, 195ff.).

Die Ausführungen zur horazischen Freundschaft (mit einem Unterkapitel zu den Maecenasgedichten) gehen mehr in die Tiefe und sind entsprechend fruchtbarer, allerdings scheint hier der Leser nun vergessen, die an sich interessante Deutung von carm. 3,29 (206-215) sowie die „Schlussbemerkung zu

<sup>8</sup> Hinzugefügt wird freilich: „Auch wenn sie manchmal (in einem zweiten, also sekundären Durchgang) vom Dichter, der ein Buch zu bauen hatte, durch kleine Entsprechungen aufeinander verweisen.“ Was damit genau gemeint ist, bleibt dunkel – es spiegelt sich wohl präzise im misslungenen Deutsch.

<sup>9</sup> Vgl. auch die „Relativierung“ von „Ed. Fraenkels Edikt ..., dass ‚Horazoden in sich vollständig‘ seien“ (282 Anm. 16).

<sup>10</sup> Wie der, dass in carm. 1,8 gezeigt werde, „dass manche Naturen eben nicht zueinander passen ... Das Ergebnis ist die Erkenntnis ... des Nicht-Zueinanderpassens der Partner (wie in c. 1,13)“ (175), dass in carm. 3,9 „die beiden ... eben zueinander [passen], trotz allem. ... So geht es zu in der Liebe zwischen Menschen, die zu einander [sic!] passen“ (176).



„role-reversal“ und „self-image“ (216-218) ist ganz an dem/den konkreten (Primär-)Adressaten orientiert und zieht aus diesem Sektor der Okkasionalität unbedenklich Schlussfolgerungen für die Interpretation bzw. die „self image“-Frage des Autors/des Ichs.

Sehr zu Recht rückt M. das Musengedicht *carm.* 3,4 in die Mitte seiner Deutung der Römeroden, die Pointe wird jedoch verdorben, wenn das *lene consilium* (v. 41) und die *vis temperata* (v. 66) nur dazu führen: „Der Herrscher steht auf der Höhe seiner Macht und nun geschieht Wunderbares: Er wandte sich der Dichtung zu“ (244). Die „Macht der Musen“ führt den Dichter wie den Herrscher „zu schönem Wirken“ (a.O.). „Der Schutz der Musen ähnelt den großen Dichter dem großen Sieger und Herrscher an“ (244f.), „Rom muss leben und beherrscht werden aus dem ... Geiste des Musischen“ (245) – hier ist zum einen eine Themaverschiebung zu konstatieren, zum anderen wäre ein klares Wort erforderlich, was „das Musische“ meint (dunkel 255). Aber M. will ja „alle Politisierung [vgl. indes schon die Kapitelüberschrift: „Politisches Mahnen“] von diesen sehr viel eher idealischen Gedichten [Begriffsgegensatz?] fernhalten“ (256).<sup>11</sup>

„Philosophisches Mahnen“ umfasst erstaunlicherweise nur *carm.* 2,10 und 2,16 (259-272): Der Wechsel von Abstraktem und „Anschaulichem“, überhaupt die „Bildhaftigkeit“ wird in den „schönen“ Gedichten, sogar als „Lehr-Gedichte“ bezeichnet (264), gepriesen. Die Interpretation von *carm.* 2,16 (die *Cura*-Strophe wird athetiert) bleibt an der Oberfläche bzw. weist Widersprüche auf: Weder wird das diffizile Verhältnis von äußerer Lebensform und innerer Einstellung geklärt oder auch nur problematisiert noch das der Lebensform des *Grosphus* zu der des Horaz, nichts zu *parva rura* und *spiritus tenuis* (samt poetologischen und lebensphilosophischen Implikationen), v. 11f. wird entsprechend unbedenklich wiedergegeben durch „Sorgen, die sogar die Paläste der Reichen umflattern“ (265) – man muss notgedrungen auf das von M. so

<sup>11</sup> Natürlich weiß M. sehr wohl, dass die „Gabe der Musen“ auch „Maß“, „Ordnung“, „geordneten und milden Frieden“ umfasst (244), ja er spricht sogar völlig zutreffend von einer „Rom-Ethik aus dem Geiste des Musischen“ (256). Darüber hinaus unterläuft die Bemerkung, dass „beide Dichter [sc. Pindar und Horaz] die jeweiligen Herrscher auf die höchstmögliche Herrschertugend verpflichten [von mir hervorgehoben]“ (248), d.h., der ‚Sprechakt‘ hat gewechselt, es handelt sich nicht länger um reine Deskription (und Huldigung). Die Konsequenz ist klar: Es geht um ein vom Dichter vermitteltes politisch-ethisches Programm (mit entsprechendem Appell; die Erkenntnis scheint tatsächlich in einem kurzen Satz des „Epilogs“ aufzublitzen, 495f.: „Im Grunde nicht sehr viel anderes als das, was die großen Philosophen vom Herrscher schon immer gefordert hatten“), die missverständliche Opposition „Politisierung“ vs. „idealisch“ ist man los, und genau hierin liegt die von M. gewünschte Abgrenzung gegen Kraggerud (256).

apodiktisch vertretene Prinzip des „Textes selbst“ verweisen, in dem ja nichts dergleichen steht (das alte „auch und erst recht“ Büchners<sup>12</sup> stellte zwar auch keine Lösung dar, machte aber wenigstens noch auf die Problematik aufmerksam; auch noch in anderem Zusammenhang wird v. 13 – *vivitur parvo bene* – mit „auch mit Bescheidenem lebt man gut“ wiedergegeben, 338f., es gilt das Gleiche). So kann es kaum ausbleiben, dass einerseits *otium* durch die von M. so häufig bemühte „Bescheidung im Äußeren“ erreicht wird (266), andererseits aber der „Kerngedanke“ des Gedichts, von dem es sich allerdings „ein wenig ... entfernt“, lautet: „Was immer einem zustößt, man ertrage es ... lächelnd und wisse: Nichts ist vollkommen“ (270). Dass ausgerechnet *carm.* 2,16 als „gedanklich nicht eben schwierig[.]“ bezeichnet werden kann (264), wird der spezifischen Art der Lektüre verdankt.

Hinsichtlich des Problems der Religiosität will M. zwar nicht zu „einer persönlichen Götterfrömmigkeit des Horaz“ zurückkehren (276), aber unter Verwahrung gegen jede „moderne[.] Selbstüberhebung“ (a.O.) „sich ... für die Möglichkeit offen halten, dass Horaz ‚in hohem Maße für Visionen, für unmittelbar von der Seele Besitz ergreifende Bilder zugänglich‘ war“ (287). Dies ist formuliert nach Fuhrmann – wie es sich mit der kurz zuvor aufgestellten Behauptung verträgt, es lasse „sich nicht mehr ermesen“, „wie stark Horaz diese Macht [sc. Merkur des „veritablen Hymnus“ (274) *carm.* 1,10] am eigenen Leibe gespürt hat“, bleibt rätselhaft. Dabei fallen erneut einige Bemerkungen (282f., was sich z.T. auch noch über die folgenden Seiten hinzieht) zum philologischen Geschäft (verbunden mit der obligaten Freude, s.o.): „Text klären“, „sprachliche Lumina aufleuchten lassen“, „Form und Bewegung nachzeichnen“, hinzu kommen jetzt: „literarische Provenienzen aufzeigen“ (mit „Verwendung und Verwandlung seitens des Dichters“) und „die verschiedenen Möglichkeiten, den Text zu interpretieren, darlegen. Das ist seines Amtes, nicht mehr.“ In der Applikation (zur Debatte steht *carm.* 2,19) heißt es abschließend: „... welches Erleben des Dichters selbst hinter all' [sic! – grundsätzlich] dem steht, darüber kann der Philologe nicht befinden. Tut er es dennoch, nimmt er Stellung zu den (oben vorgetragenen) Auslegungen [nämlich der literaturimmanenten/der ‚persönlichen‘ im Sinne einer wirklichen dichterischen Inspiration/der poetologischen], so überschreitet er seine Grenze und gerät ins Engagement, ins Geschmackliche; und das steht ihm nicht zu.“ Ein Kommentar erübrigt sich (um mit M. 149 Anm. 58, ähnlich 118 Anm. 31 zu sprechen).

<sup>12</sup> K. Büchner, Horaz über die Gelassenheit, in: *Humanitas Romana*, Heidelberg 1957, 176-202, hier 178.



Wenn schließlich eine Klärung versprochen wird, „wie er [sc. Horaz] ein äolischer Dichter moderner Art geworden ist“ (290), könnte es spannend werden. Doch es bleibt recht pauschal (und damit ohne Zweifel nicht falsch): „Horaz erhöhte, vertiefte und bereicherte das äolische Erbe“ und „musste ihm dabei seine Unmittelbarkeit nehmen“ (291) – hier (und im Folgenden) klingt, genau genommen, wohl wieder das Problem der Okkasionalität (in seinen unterschiedlichen Dimensionen: Autor/Thema/Adressat, wobei letzteres sogar ausgespart bleibt) vs. Allgemeinheit/Allgemeingültigkeit an.<sup>13</sup> Wenn dann aber „zu dem, was wir in den Fragmenten Sapphos und des Alkaios lesen“, „bei Horaz noch eine weitere, grundsätzliche Verschiedenheit hinzu[kommt]“ – immerhin „für uns“, nämlich: dass wir, weil wir das ganze Werk des Dichters (und den analogen Fall Vergils sowie ansatzweise die Vorstufen) überblicken, „das Werden der horazischen Hochdichtung wenn nicht genau beobachten, so doch wenigstens erahnen“ können (291f.), dann sollte der Leser einfach ‚mitschwingen‘ und sich „kurz und bündig sagen“ lassen: „Der Grad an gedanklicher und normativer Bewusstheit [?] übersteigt [sc. bei Horaz] den der Vorbilder und Vorläufer schier unendlich. Das macht dann das aus, was wir gern die Klassik nennen“ (292). Aber bei Horaz „herrscht“ auch „ein kaum mehr zu überbietender Grad von poetologischer Bewusstheit“ (293) – es verspricht wieder spannend zu werden, zumal das auf die gesamte augusteische Literatur ausgeweitet werden könnte –, dazu „ein lebhaftes Interesse des Späten am Normativen ... und daher [das „daher“ wäre auf die „poetologische Bewusstheit“ zu beziehen] auch daran, Dichtung über Dichtung zu schreiben“ (a.O.). Leider folgt aber nur noch die Rüge, dass „man ... heute beim Stöbern nach gedichteter Reflexion über Dichtung gewaltig [übertreibt]“; „das Faktum aber ist unleugbar gegeben und macht einen scharf bestimmbareren Unterschied zur griechischen Archaik und zur vor-augusteischen römischen Dichtung aus“ (a.O.) – die in diesem Zusammenhang unverzichtbare hellenistische Dichtung fällt aus. Aufgrund dieser seiner Leistung kann der Dichter zu Recht „dereinst verklärt, durch den Äther dahinflügeln“ (294, nochmals 295 Anm. 41 und 375).

Beim ersten Epistelbuch (Kap. XIII) scheint es sich zunächst um Philosophie zu handeln (natürlich ‚praktische Philosophie‘, was man auch „Lebensphilosophie“ nennen mag, 302), entsprechend die Hinweise auf „alle philosophischen Schulen des Hellenismus“ (a.O.; s. auch noch 324), mit überaus zahlreichen Parallelen – natürlich – zu Seneca. Die Kritik an dem Begriff ‚Philosophie‘ (bezogen auf Dilke) stiftet nur Verwirrung („zu abstrakt“, 380), zumal M. sich selbst

<sup>13</sup> Maßgebend ist dabei u.a., dass „die Philosophie entstanden [war]“ (291)! (s.o. Anm. 4) Vgl. auch 292: „Immer wieder werden uralte Themen jetzt mit einer Schicht aus der Philosophie unterfangen“ [?].

durchgängig vorbehaltlos seiner bedient.<sup>14</sup> Es handelt sich ganz einfach um praktische Philosophie = Ethik, und damit ist sogar der Praxisbezug gegeben.<sup>15</sup> Aber weder die Frage Epikureismus/Stoa wird in Angriff genommen noch das Verhältnis Einzelgedicht/System (345f.) hinreichend geklärt. Gerade hier, wo nun das Ich „im Zentrum“ stehen soll (388), erweist es sich als besonders misslich, wenn das Problem von Bedeutung und Funktion der Ich-Aussagen nicht gelöst, nicht einmal präzise angegangen ist,<sup>16</sup> genau so wenig wie das der Rolle der Adressaten. Wieder wird in die Freude und Genuss gewährende ‚Schönheit‘ oder auch in die „strukturelle Auslegung“ (335) geflüchtet (so dass epist. 9, wie epist. 13, ein „Trennbrief“, ein „unterbrechender, auflockernder, weil ... themafremder Brief“ = „Huldigungsbrief“ wird<sup>17</sup>). Richtig beobachtet M., dass die in epist. 1 angekündigte Hinwendung zum ‚Wesentlichen‘, aber auch das Alter von Horaz schon mehrfach thematisiert worden ist (301f.), doch die Beobachtung bleibt ohne Konsequenzen. Kopfzerbrechen bereitet die Rolle der Lebensform (Landleben), was ja schon bei *carm.* 2,16 u.ö. ein ungelöstes Problem darstellte. Denn „alle wesentlichen Begriffe der früheren Briefe [sc. epist. 1-8] ... werden ... zusammengeführt [sc. in epist. 10] unter einem neuen, dem örtlichen Aspekt, dem der ... richtigen Umgebung“ (340), „unter dem neuen Begriff des rechten Ortes“ (a.O.) – „Biotop“ wird dann zu M.’s Lieblingswort. „Das Land war ihm wie eine Heilquelle ... Das Empfinden, auf eigenem Grund und Boden im schönen Draußen einfach lebend sein eigener Herr zu sein [s. schon *sat.* 2,6], weitet, wenn man so sagen darf, die Brust, damals wie heute“ (a.O.). Vielleicht auch das, was aber bedeutet es systematisch? (Mit dem historischen Horaz, der nun eingemengt wird [340 unten], hat das überhaupt nichts zu tun.) In Korrektur einer früheren Äußerung entschließt

<sup>14</sup> Vgl. auch die Äußerungen zu *caelestis sapientia* in epist. 1,3,27 (313 mit Anm. 61, wo „epi. 2“ selbstverständlich in „epi. 3“ zu korrigieren ist) – diesmal gegen Mayer.

<sup>15</sup> Auf wieder anderer Ebene sind die ambivalenten Bemerkungen (z.B. 335. 340. 348 Anm. 161. 371. 376. 381 Anm. 262) zu Beckers dezidiert These von der philosophisch-ethischen Mitte des Epistelbuchs angesiedelt: Einerseits Ablehnung (schon *MdL* 108f. ist Bekker der Paradedfall einer falschen Methode), andererseits hat er doch „indirekt Recht, wenn er sagt, ‚alle Briefe‘ hätten es mit Ethik zu tun“. Was gemeint sein könnte, lässt sich allenfalls vorstellen (es geht offenbar um eine Frage der Hierarchisierung oder auch der Ponderierung), doch ist es kaum Aufgabe eines wissenschaftlichen Werks, eine Interpretation erst erforderlich zu machen.

<sup>16</sup> Zu epist. 1,7: „Wir wissen über diese Jahre im Leben des Horaz und des Maecen nichts. Darum [von mir hervorgehoben] kann man wagen, diese siebente Epistel auch ganz anders als (bedingt) autobiographisch zu lesen“ (330). Ist das im Ernst ein Begründungsargument? Soll die ‚andere Lektüre‘ (ihre Explikation in den folgenden Zeilen ist einigermaßen verworren) eine Notlösung darstellen?

<sup>17</sup> Was M. meint, wenn er zum Problem erhebt, dass Horaz sich in dem ‚Empfehlungsbrief‘ epist. 9 an Tiberius, „nicht an dessen Bruder wandte“ (336), bleibt sein Geheimnis (ob Augustus gemeint ist?).



sich M. nun dazu, „das Land“ zum „*accidens praeferabile*, jedoch nicht *necessarium*“ zu erklären (341 Anm. 138). Das ist eine Unterbestimmung, und es wäre zu fragen: Warum – systematisch – vorzuziehen?<sup>18</sup> Die Dinge scheinen anders zu liegen: In der Lebensform (und daraus resultierend dem Lebensraum) dokumentiert sich (abweichend etwa von Lukrez) die Lebenswahl, freilich gilt es, die Lebensform/den Lebensraum, konkret: das Landleben zu begreifen und sich zu eigen zu machen (in sat. 2,6 nachzulesen, der *vilicus* der epist. 14 stellt das Gegenbeispiel dar).

Zu epist. 20, die als pure *Sphragis* gefasst wird (s. bereits 168 Anm. 26), findet sich bedauerlicherweise weniger als eine halbe Seite (377; hinzuzunehmen ist, in etwas variierender Wiederholung, 385, letzter Satz). Dabei wird gerade hier, im Gespräch des Autors mit seinem Epistelbuch, in höchst aufschlussreicher Weise über die spezifischen Rezeptionsmodi eines in die Öffentlichkeit gehenden, aber für die ‚Wenigen‘ bestimmten (s. erneut Kallimachos!) Werkes reflektiert. Dies dürfte sogar eine Schlüsselstelle für ein angemessenes Verständnis horazischer Dichtung sein, von der aus auch nicht zuletzt auf epist. 19 Licht fallen könnte (M. würde es gewiss als „literaturtheoretischen Dunst“ abtun, s.u.).

Zentrales Thema von *Epistulae I* ist nach M. die Freiheit,<sup>19</sup> die in der Freiheit des (dichterischen) Genies gipfelt. Dass dabei nach einer Alternative „Konfession“ oder „Fiktion“ gefragt wird (378f.), gehört zu den unglücklichen begrifflichen Oppositionsbildungen.

M. versucht, „de[n] Hauptunterschied zwischen Satire, Ode und Epistel ein wenig klarer“ zu machen: „Den Satiren ging es hauptsächlich und überwiegend um das Wahre, vermischt mit dem Reizvollen ...; der Ode ging es in erster Linie um das Schöne, naturgemäß vermischt zuweilen auch mit dem Reizvollen und Wahren; die Episteln engen ihre Zielsetzung so ein, dass sie vornehmlich auf das Wahre abzielen, das angenehm gemacht wird durch eine kräftige Zumischung an Reizvollem“ (388). Ob hier Unterschiede „klarer“ werden?

<sup>18</sup> „Da ist es dann gut, wenn der rechte Ort aufgesucht werden kann, der natürlich nicht die aufreizende Stadt ist, sondern das ruhige Draußen in seiner Schönheit“, wie M. bei späterer Gelegenheit formuliert (353; nochmals kurz angerissen 369f.; s. auch 381), bietet in bezeichnender Unschärfe (und erneuter Unterbestimmung) keine Lösung.

<sup>19</sup> 381 Anm. 259: „Zur Freiheit bei Horaz vgl. La Penna ..., wo (nach Heinze 376f.) ...“ – Folgende Anm.: „Zur Freiheit bei Horaz vgl. besonders Heinze, Horazens Buch der Briefe 373“, und dann folgt manch anderes. Die fehlende Strukturierung ist mit Händen zu greifen.

Kap. XIV behandelt auf wenigen Seiten *Carmen saeculare* und *carm.* 4,6, im wesentlichen unter stilistischen Gesichtspunkten, Kap. XV dann das vierte Odenbuch, das zum einen ein bisschen Auftragsdichtung darstellt, zum anderen der „Lust an der immer noch vorhandenen eigenen Meisterschaft“, der „gestärkte[n] Schaffenslust“ verdankt wird, so dass „de[r] große[.], wenn auch mählich alternde[.] Mann noch einmal an den Griffel [geführt wird]“ (406f., etwas anders 439f.). Nicht einmal im Fall der berühmten, mit Pindar kontrastierenden Matinerbiene aus *carm.* 4,2 (*operosa parvos / carmina fingo*, v. 31f.) ist es nötig, „das Bild gleich wieder mit einem literaturtheoretischen Dunst zu überziehen. ... Lassen wir es doch beim Schauen der Bilder“ (414 Anm. 24). *Carm.* 4,4 und 4,5 werden kaum besprochen, „denn wir gehen hier einem übergreifenden Gedanken nach“ (417) – welchem eigentlich? Angesichts dessen sind die vergleichsweise langen Auslassungen zu *damna caelestia*, zu *lunae* in *carm.* 4,7,13ff., auch zur vermutlichen Unechtheit der Verse 17-20 (419ff. mit Anm. 38, erneut 422f.) – die allerdings Knoche in seinem Handexemplar getilgt hat, wie M. mitteilt – schwer verständlich. So kann es auch nicht ausbleiben, dass nach der poetologischen und für die horazische Lyrik grundlegenden Bedeutung von *carm.* 4,15 nicht gefragt wird: „Als er sich anschickte, ‚Schlachten ... und besiegte Städte‘ zu singen ..., da mahnte ihn Apoll auf seiner Lyra ... Das ist scherzhaft und leichthin gesagt, denn wer wollte wohl dem Lyriker Horaz glauben, dass er je Episches von sich geben wollte?“ (436) Die Argumentation setzt, trotz M.'s eigener Warnungen, ein einfaches historisch-biographisches Verständnis voraus. „Aber es ist auch vergilisch gesagt“ (Gegensatz?). „So erinnert Horaz ... an die frühe Poesie des Freundes“ (437), offenbar als Huldigung.

Kompositionsprinzip des vierten Odenbuchs ist der „Kontrast von ewiger Dichtung als der Leistung des Geistes und baldigem Vergehen des Körpers“ (442, ähnlich mehrfach), denn „mit dem Dichter als Menschen, mit dem Fleisch um den gottbegnadeten Geist, steht es allerdings sehr anders“ (a.O.). „Als Mensch durfte er aussprechen, dass es nicht leicht sei, im Körper die Kraft und im Gemüt die Lust schwinden zu fühlen“ (444). Hinzu kommt die Polarität Horaz und das „Herrscherhaus“ (der „Herrscher zusamt seinem Hause“, 443). „Wäre es nicht denkbar, dass hier ein Mann [sc. Horaz] jubelt, der den Weg vom Chaos zur Ordnung miterlebt, nicht sofort gutgeheißen, dann aber freudig begrüßt und ein wenig auch im Wort mitgestaltet hat ...?“ (444) Horaz konnte, „gealtert und unüberbietbar geehrt“ (a.O.), mit sich zufrieden sein: „Es war ihm alles gelungen und alles von der Muse gegeben worden ..., jetzt schaute er dem Ende, seines Nachruhms sicher, reich beschenkt und tapfer entgegen“ (a.O.). Die psychische Disposition des Horaz der



Epoden, aber auch der Satiren und sogar der Oden, ist durchaus wiederzuerkennen.<sup>20</sup>

Kap. XVI (Florus-, Pisonen- und Augustus-Brief) umfasst überwiegend Inhaltsreferate. Der *Ars poetica* wird eine „Drei-Schichten-Theorie“ (Lehrgegenstände, sog. poetologische Prinzipien/Fundierung, Gesinnungsprinzipien/Gesinnungsmäßiges) abgewonnen, mit z.T. gewaltsamer Zuordnung. Was nützt eine „Geschichte der Erforschung“ (475ff.) mit Namen, allenfalls Jahresangaben, sogar einem Anonymus, wenn der interessierte oder gar kritische Leser auf umständliche Recherchen angewiesen ist?<sup>21</sup> Die Ausführungen zum Florusbrief sind verwirrend, nicht zuletzt deshalb, weil M. von Forschungspositionen ausgeht und dabei die auch für ihn selbst entscheidende Beckers in sich unverständlich wiedergibt – die Crux liegt im Einleitungssatz: Becker tut angeblich etwas, „was der Philologie [sic!]“<sup>22</sup> eigentlich nicht tun sollte: Er glaubt dem Dichter ... nicht, dass er ‚schwer von der Dichtung loskomme‘ ...“ (451). Obwohl Beckersches Vokabular verarbeitet wird, ist damit dessen These unerklärlich in ihr genaues Gegenteil verkehrt.

Der „Epilog“ (Kap. XVII) unternimmt eine Art Zusammenfassung: im wesentlichen eine Nachzeichnung der ‚Entwicklung‘ des Horaz vom „Neinsagen“ (epod. 7) zu einem diffusen und wenig prägnanten „großen Bejahen“ (einschließlich der Bejahung des Vaters – „bejahend fertig werden mit Teilen der Vergangenheit“ –, des „Absehens von allem Alltäglichen“ und der „Gewinnung der Schönheit“) und einem ebenso extensiven „Jubeln“. Freilich haben die ungeheure Anstrengung der Odendichtung und das „verglühende Alter“ (? , 497) ihren Tribut gefordert, es tut sich eine Kluft auf „zwischen dem Bewusstsein der großen Lebensleistung im Dienste der Musen“ und dem Verfall des Körpers, die Apotheose gilt allein der (neuen, vergilisch-horazischen)

<sup>20</sup> Auf Lebensweisheiten: „man sage nämlich nicht, dass Beredsamkeit nicht attraktiv wäre, in der Liebe bewanderte Frauen versichern das Gegenteil“ (408, zu *carmin.* 4,1) könnte man gut und gerne verzichten, stattdessen würde man sich eine Auseinandersetzung mit der einschlägigen Forschungsliteratur, etwa dem bedeutsamen und in die Materie tief eindringenden Aufsatz von A. Kerkhecker zum 4. Odenbuch (*A&A* 34, 1988, 124-143) wünschen. – Erstaunlich auch, dass z.B. die ausführlich kommentierte neuere mehrbändige Ausgabe: Q. Orazio Flacco. *Le opere*, ed. P. Venini u.a. (Einl. F. Della Corte), Rom 1991ff. überhaupt keine Berücksichtigung findet.

<sup>21</sup> Am einfachsten zieht er Beckers Horazbuch zu Rate, dem ohnehin manches entnommen ist. Nur seine eigene Findigkeit ermöglicht es auch dem Leser herauszubekommen, dass in diesem Kap. „Klingner“ (ohne Zusatz) sich auf die Originalpublikation von dessen Arbeit zur *Ars poetica* bezieht – wohlgernekt in Abgrenzung zu dem Abdruck in „Klingner, Studien“, nach dem M. allerdings überwiegend zitiert.

<sup>22</sup> Entsprechend 491: „wie immer der Psychologie [sic!] ... definieren mag“.

Dichtung – daher auch Augustusbrief und *Ars poetica*. Dabei schimmert – hier wie im ganzen Buch – der „fleißige“ Horaz immer wieder durch, der, akzeptiert von und gefördert durch die ‚Mächtigen‘,<sup>23</sup> zu Selbstbewusstsein und Erfolg gelangte – natürlich immer „taktvoll“.

Mit den Fachkollegen geht M. durchweg hart ins Gericht – doch eigentlich nicht einmal das. Denn ‚kritisch‘ (oder gar „methodenkritisch“) kann man es schwerlich nennen, wenn „der Höflichkeit wegen“ zu „Einfällen“ anderer nichts gesagt wird (169 Anm. 28; vgl. auch z.B. 189 Anm. 53; 209 Anm. 44; 237/8 Anm. 40), sie keines Referates gewürdigt werden (z.B. 150 Anm. 64; 174 Anm. 8; 201 Anm. 20) u.ä. Vor allem Fraenkel und Syndikus, auf denen – ersterem zumal – das Buch zu guten Teilen fußt, entgehen weitgehend diesem Schicksal<sup>24</sup> – und natürlich U. Knoche. Schon damit kann aber auch kaum davon die Rede sein, dass hier von dem inzwischen erreichten Wissensstand Kenntnis gegeben werde (s.o.). Der obligate Hinweis auf den „Text selbst“ hilft kaum weiter und bleibt ohne exakte und angemessene Reflexion auf das Phänomen ‚Text‘ ein beliebig einsetzbares Mittel.<sup>25</sup>

Der ernsthaft um Verstehen bemühte, gar kritische Leser ist offenbar nicht der intendierte Adressat (er muss sich geradezu missachtet fühlen, das legen bereits die den Nachvollzug erschwerenden technischen Unzulänglichkeiten nahe). Will der Leser sich nicht ständig reiben oder sogar ärgern, so bleibt ihm nichts, als sich auf Sprunghaftigkeit (mit daraus resultierenden Wiederholun-

<sup>23</sup> 498: „dankbare Erinnerung an die Gaben der Musen und die Geschenke der lieben Menschen“. Der Schluss des Buches: „Gern stellt man sich vor, wie Maecen und Horaz dieses Altern gemeinsam trugen, beide in dankbarem Erinnern. Der Kaiser wird sich dieser seiner treuen Freunde noch lange erinnert haben, die Nachwelt vergaß ihrer bis heute nicht.“

<sup>24</sup> Aber auch da hört der Spaß natürlich auf, wenn ein vom Verf. postum veröffentlichter Vortrag Knoches unberücksichtigt geblieben ist (269 Anm. 34 mit 266 Anm. 24 u. 21).

<sup>25</sup> Dass M. als Interpret sich selbst immer wieder gezwungen sieht den Text zu „unterfragen“ (dies seine Wortprägung), ist selbstverständlich. Mit Erstaunen liest man sogar von einer „Technik“ des Horaz, „das eigentliche Gemeinte zu verbergen“, allerdings mit dem Zusatz: „und durch Anspielungen darauf hinzuführen. Man hat jedoch zuweilen den Eindruck, als übertreibe er an manchen Stellen dieses alte Spiel und lasse dadurch den Gedanken nicht selten im Unklaren“ (499 Anm. 6). Hier zeigt sich das ganze Dilemma. „Was der Text ... selber erheischt“ (165), genau das ist die Frage, die aber nicht ohne begründende und differenzierende Argumentation „naiv“ (wieder M.'s mehrfache Empfehlung) und das heißt lediglich aufgrund verabsolutierter Vorurteile zu lösen ist. – Wie es aussehen kann, wenn diese Reflexion nicht stattfindet, zeigt sich etwa 159 (zu *carm.* 2,13): „Beider [sc. Sapphos und des Alkaios] Sang hören die Schatten in heiliger Stille, den des Alkaios aber noch lieber (er war ja, so darf man im Sinne des Mannes Horaz hinzufügen, von einem Manne für Männer verfasst).“



gen), mangelnde Ordnung und Transparenz, Geschmäcklerisches, Heterogenität im Gedanklichen und im Stil, Widersprüche und Verschiebungen, das Flüchtig-Aperçuhafte, überraschende begriffliche Oppositionsbildungen einzulassen, aber auch darauf, dass Argumentationsebenen vermengt, Themen nicht durchgehalten und präzise Fragestellungen (mit einer angemessenen Begrifflichkeit) – wie etwa der Literaturbegriff, die Frage ‚universell/okkasionell‘, Rolle des Primär-/Sekundäradressaten, ‚Ich‘-Problematik, Allusionsprinzipien,<sup>26</sup> aber auch ‚philosophischer‘ Gehalt oder poetologische Position – nicht entwickelt werden. Findet er sich mit diesem Spiel ab, dann stößt er in dem umfang- und wortreichen Buch ohne Zweifel auf manch einfühlsame Beobachtung, erfährt auch Belehrung.

Sucht man überhaupt nach einer Erklärung für die spezifischen Eigentümlichkeiten des Buchs, so wird man auf M.'s „Methoden der Latinistik“ (1998)<sup>27</sup> verweisen müssen: „Der Philologe ... liebt das Schöne“; „wenn er dem Schönen der Form und des Gedankens nachgeht, gerät er ins Subjektive“; „die Tiefe und schöne Bedeutsamkeit der Gedanken in einem Text, ja seine ‚Bedeutung‘ im Ganzen – da tummelt sich die Phantasie in immer wilderen Sprüngen und Wirbeln“ (MdL 6). Diese sog. ‚Methodik‘ – die in den literaturwissenschaftlichen Nachbardisziplinen schwerlich kommunikationsfähig ist, der aber auch innerhalb der Klassischen Philologie ein Sonderstatus eignet – ist von starker Aversion, beinahe Aggressivität gegen „jegliche Modernität“ und „jegliche Subjektivität“ geprägt (MdL 7). Soweit damit das, was man gemeinhin historische Distanz nennt, gemeint ist, versteht es sich von selbst. Der eigenwillige und unsystematische Gebrauch der Begriffe, die Ausblendung jeder (hermeneutischen) Reflexion führt aber dazu, dass die Subjektivität ausschließlich zu der der anderen, insbesondere der ‚Modernen‘ wird, das eigene Tun dagegen vorbehaltlos und „naiv“ als ‚Dienst am Text‘ ausgegeben werden kann. Die darin latent vorhandene Selbstbezogenheit bleibt verdeckt (um den sich dieser Einsicht verweigernden Interpreten um so grausamer vom Rücken her zu überfallen, wie eben die Hermeneutik nachdrücklich bewusst gemacht hat), Solipsismus, Idiosynkrasien und Willkür, die sich kaum mehr auszuweisen braucht, ist der Weg gebahnt. Trotz allem und trotz manch schlechter Erfahrung wird man daran festhalten wollen, dass das Fach Klassische Philologie, dem mehr als jedem anderen das sophistische Zerrbild vertraut sein sollte, sich immer noch den grundlegenden Prinzipien verlässlicher Genauigkeit, Disziplin, der Bereitschaft, Rechenschaft abzulegen, präzise zu argumentieren

<sup>26</sup> Vgl. z.B. 61 Anm. 10: „... frönt der heute um sich greifenden stumpfen Anspielungshascherei“.

<sup>27</sup> Vgl. dazu die Rez. von R.F. Gleis, GFA 2, 1999, 1071-1076.

und zu begründen und damit auch den anderen ernst zu nehmen, nachhaltig verpflichtet weiß. Es ist tröstlich und nicht zu verachten, dass jedenfalls grundsätzlich der Verf. des Buchs dem zustimmt – theoretisch fundierte, gar ‚postmoderne‘ Beliebigkeit liegt ihm durchaus fern.

Prof. Dr. Wolf-Lüder Liebermann  
Institut für Klassische Philologie  
Justus-Liebig-Universität Gießen  
Otto-Behaghel-Str. 10 G  
D-35394 Gießen

priv.: Danziger Str. 45b  
D-33605 Bielefeld  
e-mail: wl.liebermann@uni-bielefeld.de